Petrivision „Schwelle“ in der Reihe BAUSTELLEN

7. November 2026

Die Schwelle ist kein Ort zum Bleiben. Sie ist ein Ort zum Passieren.
Wer auf der Schwelle steht, kann die Tür nicht zu machen.
Also zieht es. Man steht im Weg, wird vielleicht angerempelt. Bis man rübergeht.
Auf der Schwelle hält man höchsten einen kurzen Plausch.
Bis dann einer sagt: Ach, komm doch rein.
Oder eben: Ich muss dann auch mal los.

Dass Menschen wissen, dass an Schwellen etwas – oder jemand –
Bedeutungsvolles passiert, merkt man ihren Häusern an:
Ein Dreikönigssegen am Türsturz, eine Mesusa am Türpfosten.
Die Aufforderung: Schuhe aus! Der Boden, den du betrittst, könnte heilig sein.
Oder der Teppich teuer.

Doch nicht nur Türschwellen,
auch Kreissäle, Taufbecken, Standesämter, Sterbebetten sind Schwellenorte.
Auch das, keine Orte zum lange Bleiben. Das alte liegt hinter uns.
Das neue ist noch nicht zu sehen.

Unsere Kultur hat für solche Schwellen allerlei Riten und Rituale entwickelt.
Taufe und Babyshower.
Konfirmation und Jugendweihe.
Hochzeit mit oder ohne Segen.
Sie halten uns für einen Moment auf der Schwelle fest,
damit wir nicht achtlos darüber hinweggehen.

Dabei machen Rituale nicht *klarer,* was *hinter* der Schwelle liegt.
Eine Trauung garantiert keine glückliche Ehe.
Eine Taufe macht ein Kind nicht unverletzlich.

Eine Konfirmation macht uns nicht reif fürs Erwachsenenleben.
Eine Beerdigung nimmt uns die Trauer nicht ab.
Rituale heben die Unsicherheit der Schwelle nicht auf.
Aber sie geben uns Orte, Worte, Gesten
und hoffentlich andere Menschen an die Seite,
die helfen, den Schritt *über* die Schwelle zu tun.

Solche Rituale strukturieren unsere *individuelle* Lebenszeit.
Aber auch unsere *gemeinsame* Zeit braucht Haltepunkte.
Feste und Feiertage lassen Menschen für einen Moment aus ihrem Alltag heraustreten.
Und danach zurückkehren – vielleicht ein bisschen anders als vorher.
Sie kommen immer wieder. Jahr für Jahr.
Mit denselben Geschichten, denselben Liedern, denselben Ritualen.
Weihnachten, Silvester, Tag der deutschen Einheit, Christopher Street Day,
Ewigkeitssonntag. Und jährlich grüßt das Murmeltier.

Schwellenrituale, Feste und Feiertage sind in ihrer Wiederholung
eine ziemlich konservative Sache.
Sie geben *Menschen* Stabilität, ja,
sie stabilisieren aber auch bestehende *Ordnungen*,
können *Hierarchien* bestätigen, *Zugehörigkeit* definieren.
Menschen ein- und ausschließen.

Wessen Feste feiern wir? Wessen Geschichten erzählen wir?
Solche Fragen muss man stellen in einer pluralen, säkularen Gesellschaft.
Aber wer weiß bei aller Kommerzialisierung und Ästhetisierung unserer Feste
überhaupt noch, *was* genau wir eigentlich feiern?
Wie Ostern *aussieht,* weiß jeder, der im Frühjahr schon einmal einkaufen war:
Rund und bunt. Oder mit langen Ohren.
Aber was da eigentlich gefeiert, *welche Schwelle* begangen wird,
gerät leicht in Vergessenheit.

Dabei liegt gerade in religiösen Feiertagen eine erstaunlich *subversive* Kraft.
Denn sie *bewahren* eben *nicht* einfach nur *Althergebrachtes.*
Sie erinnern an alte Geschichten, ja.
Aber diese Geschichten *bestätigen* nicht einfach das Hier und Jetzt.
Sie erzählen von Befreiung, von einer *anderen* Welt,
von einer Zukunft, die verheißen ist, aber noch aussteht.
Und indem wir diese Feste Jahr für Jahr wiederholen, halten wir diese Hoffnung wach.

Das *jüdische Pessachfest* erinnert an die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten.
Und an einen Gott, der Menschen aus der Unterdrückung führt.
Mitten in einer Welt, in der Menschen noch immer versklavt werden.
Weihnachten erzählt von einem Gott, der nicht im Palast,
sondern in einer Futterkrippe zur Welt kommt,
dessen Gegenwart nicht an Macht und Wohlstand hängt.
Und das feiern wir *inmitten* einer Welt,
in der die ungerechte Verteilung von Macht und Reichtum zum Himmel schreit.
Ostern ist nicht bloß die Erinnerung an die Auferstehung Jesu.
Es ist die Verheißung, dass der Tod nicht das letzte Wort über uns behalten wird.
Und das feiern wir *inmitten* einer Welt,
in der Menschen sterben und Krieg herrscht.

Religiöse Feste bringen sozusagen die Zeit durcheinander.
Wir erinnern uns an eine Zukunft, die noch aussteht
– und doch stellenweise schon begonnen hat.

Vielleicht ist *das* die eigentliche gesellschaftliche Kraft unserer Rituale und Feste.
Sie bewahren widerständige Erinnerungen,
Worte und Bilder, für das, was dieser Welt fehlt.
Und stellen damit die vermeintliche Alternativlosigkeit der Gegenwart infrage.

Die Schwelle ist kein Ort zum Bleiben. Sie ist ein Ort zum Passieren.
Irgendwann müssen wir den Schritt hinüber tun. Zurück in den Alltag.
Aber wer auf der Schwelle einmal erfahren hat, dass die Welt anders sein kann,
wird sich vielleicht nicht mehr so leicht damit abfinden, wie sie ist.